

Fischinger'sches Familienblatt

der
„Chorner Presse“.
Verlag von C. Dombrowski in Chorn.

N^o. 4.

3. Quartal.

1886.

Der Millionenerbe.

Roman von Siegmund Bernhardt.
(Fortsetzung.)

[4]

(Nachdruck verboten.)

„Übrigens,“ setzte der junge Arbeiter hinzu, „muß ich mir ja auch meine Papiere abholen, die ich dem Notar zur Durchsicht anvertraut habe. Na, Kinder, Kopf hoch -- der alte Gott lebt noch und nur derjenige ist verloren, der sich vom Unglück niederbeugen läßt.“

4. Kapitel.
Zwei Gegner.

Fehr. von Ahlfeldt bewohnte vor einem Thore der Stadt ein kleines, zwei-stöckiges Gebäude, welches an drei Seiten von einem wohlgepflegten Ziergarten umgeben war. Ostwar hinter den Sträuchern und Hecken ein fröhliches silberhelles Lachen ertönt, wenn Melanie Bruder oder Vater aus dem Hinterhalt überfallen und mit einem Hagel von

Blumen und Blättern überrascht hatte; oft hatte die kleine Familie in der Fliederlaube plaudernd und scherzend beisammen gefessen, aber heut regte sich kein Laut, still und verbüdet lag der Garten, die Jalousien vor den Fenstern des Hauses waren herabgelassen, denn drinnen hatte sich ein unheimlicher Gast eingestellt, dessen Erscheinen jede warme Lebensfreude zu Eis erstarren läßt, der das Lachen verstummen macht und Thränen in die eben noch hellblinkenden Augen der Menschen

zaubert -- der Tod. In der Eckstube des zweiten Stockwerkes, deren Fenster auf den Garten hinausgingen, lag auf einem Ruhebett Friedrich von Ahlfeldt, der einzige Sohn des greisen Freiherrn, kalt, stumm -- eine Leiche. Eine weiße Decke verhüllte den Körper bis unter das Kinn und verbarg den Blicken des Vaters die klaffende Wunde, welche die Kugel auf ihrem Wege nach dem Herzen gerissen hatte. Der Greis saß auf einem Rohrtuhl am Todtenbett des Sohnes, hielt die kalte, bleiche Hand in der seinigen und sah unverwandt in das Antlitz der Leiche, deren Augen geschlossen waren, als habe Friedrich von Ahlfeldt sich zum friedlichen Schlummer hingestreckt.

„Nur noch diese Nacht werde ich Dich haben,“ sagte der Freiherr mit dumpfer Stimme zu sich selbst, „dann werden sie Dich einscharen und mit Dir meine Hoffnung, mit Dir den letzten unseres Geschlechts.“

Ein leises Pochen an der Thür unterbrach den Alten in seinem finsternen Gedanken-



Die Pyramiden von Gizeh und die Sphinx. (Mit Text auf Seite 32.)

gang. Ein alter, militärisch aussehender Diener trat ein und sagte: „Baron v. Ristow ist jeben gekommen — er wollte unsern jungen Herrn noch einmal —“ Der alte, treue Diener konnte nicht vollenden, von seiner Nührung überwältigt senkte er das Haupt und Thränen rannen über die Wangen herab.

„Du weinst, Martin,“ sagte der Freiherr aufstehend, „ich habe Dich in den grimmigsten Schlachten kalt und entschlossen gesehen — Du hattest keine Thränen, als bei Sadowa Dein Bruder fiel, aber ich verstehe Dich wohl. Wäre Friedrich den Tod für's Vaterland gestorben — Du weintest nicht, aber so — so —“

Der alte Mann brach jäh ab und eilte hinaus. Martin blieb bei der Leiche. In einem Salon des ersten Stockwerks harrete Grich von Ristow des Freiherrn, der stumm grüßend eintrat und ihm die Hand bot. Der Baron sagte, er käme, den todten Freund noch einmal zu sehen und folgte dann dem Alten, der ihn hinauf an das Lager der Leiche führte. Lange standen die beiden Männer an dem Ruhebett und flüsteren mit einander und reichten einander die Hände wie gute, aufrichtige Freunde.

„Ja, ich will es thun,“ sagte Baron Grich mit gedämpfter Stimme, „ich werde mich auf mein Gut zurückziehen und ein tüchtiger Landwirth zu werden suchen. Mein bisheriges Leben war verfehlt, ich sehe es ein — mein armer Freund hat mir ein warnendes Beispiel gegeben — sein Blut soll wenigstens nicht vergeblich geflossen sein.“ — Während er noch sprach, öffnete sich die Thür und ein schwarz gekleidetes, junges Mädchen, dessen hübsches, frisches Gesicht auffallend blaß war, trat langsam ein.

„Melanie!“ rief Grich und eilte ihr entgegen, indem sie verwundert und zögernd stehen blieb. „Nein, zögere nicht, mir Deine Hand zu reichen — ich habe Deinem Vater Alles gestanden und er willigt ein unter einer Bedingung, die ich mit Freuden erfülle.“

„Papa!“ rief Melanie und warf sich laut aufschluchzend an die Brust des Freiherrn, der traurig die Worte sprach: „D, hätte doch Friedrich diesen Tag erlebt.“ Dann legte er Melanie's Hand in die Grich's und winkte ihnen, ihm zu folgen. Er führte sie in den Salon, wo alle Drei Platz nahmen. Lange ward hier über die Zukunft gesprochen, der Abend brach herein und noch saßen die drei Menschen zusammen; endlich erhob sich Grich, um sich zu verabschieden. Melanie begleitete ihn durch den Garten und in der Fliederlaube gelobten die Liebenden einander, sich nicht eher wiederzusehen, bis Grich in Jahresfrist von seinem Gute wieder zurückgekehrt sei und den Wunsch des Freiherrn erfüllt habe. Ein Händedruck, ein Kuß besiegelte dieses Gelübde — dann schieden die Liebenden und Grich begab sich, beglückt von der Gewißheit, Melanie einst die Seinige zu nennen, nach Hause. — —

Wir führen nun den Leser nach der Behausung des Notars, welche in einer der belebtesten Geschäftsstraßen der Stadt lag. Ueber eine breite, dunkle Steintreppe gelangt man nach den Büreaux, in denen etwa zwölf Schreiber, bleiche, verhungerte Gestalten, über Akten und Bücher gebeugt, emsig schreibend saßen. Der große Raum ist, da es Abend ist, durch einige Gasflammen erleuchtet, außerdem hat noch jeder der Schreiber eine Lampe vor sich stehen. An diesen Raum grenzt ein kleines, ebenfalls sehr einfach eingerichtetes Zimmer, dessen hauptsächlichste Ausrüstung in einem alten Schreibtisch und einigen Stühlen besteht. An diesem Schreibtisch sitzt ein junger, nicht unshöner Mann; sein intelligentes Gesicht erhält durch einen braunen, wohlgepflegten

Schnurrbart ein kühnes, männliches Aussehen, das durch den entschlossenen Blick seiner lebhaften hellgrauen Augen bestätigt wird. Der Name dieses jungen Mannes ist Alfred Fels; er ist Assessor. Da er jedoch erst kürzlich sein Examen bestanden hat und noch nicht vom Staate angestellt ist, arbeitet er, um nicht völlig verdienstlos zu bleiben, bei dem Notar, der sich selbst nur mit den wichtigsten Fällen seiner Praxis beschäftigt. Um in das Allerheiligste des Notars zu gelangen, ersteigt man eine von diesem Zimmer aufwärts führende eiserne Wendeltreppe und kommt zunächst in einen Vorraum, in welchem sich zwei mächtige eiserne Geldschränke befinden. Durch eine Tapenthrür tritt man in ein Cabinet, welches mit einer luxuriösen Behaglichkeit ausgestattet ist. Bilder, Vasen, Figuren schmücken die Wände, ein breiter Bücherschrank zeigt eine reichhaltige Bibliothek. Vor dem geschmückten Schreibtisch steht ein gestickter Lehnstuhl, auf welchem gegenwärtig der Notar Platz genommen hat. Ihm gegenüber steht eine Dame von auffallender Schönheit, mit der er sehr eifrig spricht. Die Dame hat weder Hut noch Handschuhe, gehört also offenbar zu den Mitgliebrern des Hauses; es ist Eugenie, Taubert's Tochter, für welche der in der Wahl seiner Mittel rücksichtslose Mann denkt und arbeitet, für welche er selbst ein Verbrechen begehen würde, wenn es die Nothwendigkeit erheischen sollte.

„Wie ich Dir sagte, liebes Kind,“ fährt der Notar in dem begonnenen Gespräch fort, „unser Mann hat keinen Ausweg und kann uns nicht entriunen. Entweder Du bist in zwei Monaten Baronin von Ristow oder er ist ein armer Schlußer.“

„Baronin!“ rief Eugenie entzückt, „o wie schön das klingt; ach, Papa, wenn Du nur Deiner Sache sicher bist!“

„Das bin ich, mein Kind, das bin ich. Er zappelt mir im Netz, wie der Fisch, der seine Kraft einbüßt, sobald er seinem feuchten Element entzogen ist.“

„Aber er liebt mich nicht, Papa,“ sagte Eugenie, welche nicht die Klügste war, plötzlich sehr ernst, „und eigentlich ist er mir auch ganz gleichgültig. Aber ich habe mir nun einmal in den Kopf gesetzt, Baronin zu werden, und ich sage Dir, Papa, ich muß es erreichen.“

„Du füllst es erreichen, mein Kind, zweifle nicht daran.“ Der Notar erhob sich und fuhr mit der Hand liebevoll über die gelbblonden Haare seines Kindes. „Und nun geh, Eugenie, und erwarte mich bald zum Abendbrot. Es ist möglich, daß der Assessor heut mit uns speisen wird, er muß bis in die Nacht hinein arbeiten, und da können wir nicht gut anders, als ihn bitten, unser Gast zu sein.“

Bei der Erwähnung des Assessors nahmen Eugeniens blaue Augen einen eigenen Ausdruck an.

„Der Assessor speist mit uns,“ rief das Mädchen naiv, „ach das ist hübsch — Herr Fels gefällt mir sehr gut, Papa. Schade, daß er nicht Baron ist.“

Der Notar runzelte die Stirn. „Woran denkst Du, Kind,“ sagte er in beinahe strengem Ton, „der Assessor ist ein angenehmer Mensch, ein fleißiger, ja ich will sogar sagen, ein befähigter Mann, aber er darf Dir nie mehr sein, als ein willkommener Gesellschafter.“

Eugenie verzog schnellend den Mund und schlüpfte behend zur Thür hinaus; ohne daß sie selbst es sich eingestanden, hatte sie eine tiefere Neigung für den Assessor, dem seinerseits das reizende Mädchen auch nicht gleichgültig war. Zwischen den Beiden hatte allerdings noch kein Geständniß ein festeres Band geknüpft; aber es fehlte nur die Gelegenheit, und die lang zurückgehaltene Sprache der Liebe

mußte Worte finden, Worte, denen Schwüre folgen würden. Dann waren die hochfahrenden Pläne des Notars arg gefährdet, und er arbeitete jetzt vielleicht vergeblich mit allen Kräften seines Geistes an einer Sache, die ihm keinen Segen eintragen würde. Der Notar selbst war übrigens fest davon durchdrungen, daß Eugenie nichts Anderes als den Baronstitel erstrebte, und um dies zu erreichen, setzte er alle Hebel seiner Schlaueit in Bewegung. Grich von Ristow mußte ihm in die Hände fallen, er hatte ihm zwei Fellen gestellt, und entging er der einen, so mußte er nothwendig rettungslos in die andere gerathen. Er hatte dem Baron durch Robert, den Kammerdiener, sowie durch andere Gelddarleher, die in seinem Interesse arbeiteten, bedeutende Darlehen gegeben; nach sorgfältiger Ueberficht hatte er in seinem Portefeuille Wechsel im Betrage von hunderttausend Thalern, und rastlos war er bemüht, sämtliche Schulden des Barons an sich zu bringen. Diese Wechsel und Ehrenscheine waren eine mächtige Waffe in der Hand des Notars, der, durch den Kammerdiener stets vom Kassenbestande seines Herrn unterrichtet, gerade in dem für den Baron ungünstigsten Moment mit seinen Forderungen vortreten und die Schlinge zu ziehen konnte. Und fand sich wider Erwarten ein rettender Engel für Grich von Ristow, gelang es ihm, die selbst für einen Millionär bedeutende Summe aufzutreiben, so beabsichtigte der Notar, mit den Ansprüchen jenes Arbeiters vorzutreten, mit denen er ihm bereits gedroht hatte.

Als Taubert diese Eventualitäten noch einmal überlegte, rieb er sich lachend die Hände und schwelgte im Vorgefühl seines Triumphes. Der leise Ton einer Glocke drang in diesem Augenblick an sein Ohr, er eilte an das Sprachrohr und lautete.

„Ein junger Arbeiter wünscht den Herrn Notar zu sprechen,“ scholl es von unten herauf.

„Soll kommen,“ antwortete Taubert und begab sich auf seinen Platz zurück. Wenige Minuten später stand Eberhardt vor ihm. Der junge Mann hatte seine Arbeiterblouse mit einem einfachen, aber sauberen Rock vertauscht, er hielt eine Tuchmütze in den Händen, auf die er ein wenig verlegen herabsah. Das Bitten wurde ihm offenbar schwer.

„Herr Notar,“ begann er mit halbblauter Stimme, „Sie haben heut der Mutter meiner Braut gedroht, sie auf die Straße zu werfen, wenn die Mielthe nicht bald in Ihren Händen ist. Ich komme, um von Ihnen Aufschub zu erbitten. Ich bürge für die Schuld, und ich denke, Sie können mir trauen.“

„Ich habe lange genug gewartet,“ erwiderte der Notar barsch, „morgen früh muß die Wohnung geräumt sein.“

„Aber bedenken Sie doch, was sollen denn die armen Frauen beginnen? Nein, nein, Herr Notar, Sie werden nicht so mitleidslos sein.“

„Ich habe keine Zeit, mit Ihnen zu schwatzen, junger Mann,“ brummte Taubert, „wenn ich mich selbst noch einige Zeit gedulden wollte, Sie würden die Bedingung, die ich stelle, doch nicht erfüllen.“

„Eine Bedingung? Reden Sie nur — ich bin zu Allem bereit.“

„Auch Ihre Braut zu verlassen und sich zu verpflichten, dieselbe in drei Monaten weder zu sehen, noch über Ihren Verbleib zu benachrichtigen?“

„Was soll das heißen — ich Emilien verlassen — wie soll ich das verstehen?“

„Wie es gemeint ist. Sie verschwinden für einige Zeit, um in meine Dienste zu treten. Sie sollen übrigens nichts Unrechtes begehen, sondern vielmehr das Recht zu Ehren bringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Vermählt

Novelle von M. Widdern.

(Nachdruck verboten.)

Erst seit fünf Monaten waren sie Mann und Frau. Noch lag der Lebenshimmel in ungetrübter Bläue über ihnen — und morgen, morgen wollten sie ihre erste Gesellschaft geben. „Es läßt sich nicht länger hinauschieben,“ meinte vor einiger Zeit die junge Frau Kreisrichterin wichtig und Blicke hausmütterlich ernst zu dem Eheherrn in die Höhe. „Denke doch, Leopold, man hat uns nun überall geladen — zu Präsidiums, Direktors — all Deinen Kollegen und nicht eine Stunde lang dürfen wir zögern, uns auf die Revanche vorzubereiten.“

„Meinst Du?“ erwiderte Leopold Werner gedehnt und sein offenes, freundliches Gesicht nahm einen Ausdruck an, der nur zu deutlich verrieth, ihn beglücke die Aussicht auf eine Festivität in seinem Hause nicht besonders. Als aber seine liebliche, kleine Frau schmeichelnd mit den weichen, feinen Kinderhänden über sein Gesicht fuhr, verschwanden die Schatten schnell von der breiten Stirn und den Arm um ihre Taille legend, sagte er lachend: „Du bist die Herrin im Haus, Lilliputchen, handle also auch, wie es Dir gut dünkt; nur — thue mir den Gefallen, Kind, und erstrecke Deine Vorbereitungen nicht bis in mein Studierzimmer — laß mir wenigstens auch in diesen Tagen vor Deinem Fest einen Raum, in dem mich das Zimmermädchen nicht mit Wedel und Staubtuch verfolgt.“

„Wie Du befehlst, mein Herr und Gebieter,“ erwiderte sie gravitätisch; dann aber legte sie das Fingerchen an die winzig kleine Nase und fragte mit einem Ernst, als wenn es sich um die bedeutungsvollsten Interessen des Menschenlebens handelte: „Und nun, Geistrenger, laß uns vor allen Dingen die Zahl unserer Gäste feststellen. Denn nach ihr müssen sich doch meine Bestellungen bei Feder- und Fischverkäufers, Schlächter und Konditor richten.“

Er nickte: „Da sind in erster Linie meine drei Tanten Esmeralda, Kunigunde und Etalinde.“

„Ach ja, in erster Linie,“ erwiderte sie ein wenig schmollend und dann den blonden Kopf an seine Brust lehrend, flüsterte sie: „die werden mir wieder die ganze Freude verderben!“ Und ohne Unterbrechung fast fuhr sie fort: „Mann, es giebt ein Rezept gegen Schwiegermütter, wenn mir doch irgend eine Menschenseele auch ein Rezept gegen Schwieger-tanten anvertrauen wollte!“

Herr Leopold Werner lachte hell auf: „Das Rezept ist dasselbe, Kleine,“ erwiderte er. „Verheirathe Esmeralda, Kunigunde und Etalinde.“

Sie sah auf die zierlichen Spitzen ihrer eleganten Hausschuhe, „ja, wenn das anginge — aber — aber Leopold, ich wüßte in der ganzen Stadt keinen Mann, der Deine alten Tanten mit in den Kauf nehmen wollte, wenn es ihn nach ihrem Vermögen verlangte.“

„So mußt Du Dich eben in das Unvermeidliche fügen, Liebste! Um so mehr, als ich ihnen doch so viel verdanke — auch Deine liebe, kleine Person, Frauchen, denn Du weißt ja, die Tanten waren es, die bei Deiner Mutter für mich als Brautwerber aufgetreten sind. Ich hätte nie im Leben den Muth gehabt, ein Mädchen zu fragen, ob sie mein Weib werden wolle, am allerwenigsten aber Dich, die Du so gefeiert wurdest. Und die Wahrheit gestanden, Kind, ich begreife es eigentlich auch heute noch nicht, daß Du mich genommen.“

Das holde, jungfräuliche Gesicht der kleinen Dame war plötzlich sehr bleich geworden und durch die zierliche Gestalt lief ein nervöses Beben: „Weshalb jetzt davon sprechen?“ sagte sie dann in einem so befremdenden Ton, daß der Gatte ganz konsternirt zu ihr niederschaute. Sie aber schlang plötzlich ihre Arme um seinen Hals: „Und doch!“ flüsterte sie, „es ist eigentlich besser, ich enthülle Dir auch dieses einzige Geheimniß meines Lebens.“ Und den Kopf fest an seine breite Brust gelegt, in der das treue, brave Mannesherz so liebevoll für sie schlug, begann sie nun mit leiser, vibrierender Stimme: „Leopold, Du weißt, ich bin Dir jetzt von Grund meiner Seele aus ein liebendes, hingebendes Weib, aber als Deine Tanten mich für Dich begehrten, warst Du mir der gleichgiltigste Mensch von der Welt und trotzdem sagte ich zu ihren Wünschen „ja und Amen“; aber ich hätte auch auf jede andere Bewerbung die gleiche Antwort gegeben, denn — o, Leopold, verachte mich nicht — denn in jenen Tagen wollte ich nur so schnell als möglich der Welt als Braut gegenüberstehen! Wenn Du damals nicht jeder Geselligkeit so fern gestanden hättest, Du würdest wissen, was mich bewegen mußte. Sieh, Theuerster, ein schöner, gefeierter Mann hatte mich ausgezeichnet, mir öffentlich Huldigungen dargebracht und schließlich auch in einer stillen Stunde um meine Liebe gebeten — ich gewährte sie ihm und er versprach mir, in einiger Zeit auch bei der Mutter um mich zu werben. Aber ehe er noch in der Lage war, diesen Vorsatz auszuführen, mußte er die Stadt verlassen. Noch in der Abschiedsstunde jedoch wiederholte er seine Versprechungen. Trotzdem reichte sich Woche an Woche, Monat an Monat, ohne daß er auch nur ein Wort hätte von sich hören lassen. Die Freundinnen spotteten meiner, in der Gesellschaft machte man häßliche Bemerkungen, und ich? Ich grämte mich um den Treulosen; noch mehr aber bäumte sich der Stolz in mir: „Du mußt Allen zeigen, daß Du Dir trotz Deiner bleichen Wangen doch nichts aus ihm gemacht hast,“ sagte ich mir. „Reiche dem Ersten — Besten Deine Hand und — man wird aufhören, Dich zu bespötteln, häßlich zu bemitleiden und —“

„Und da kamen Dir die Tanten gerade recht mit ihrem Vorschlag, aus Dir und mir ein Paar zu machen!“ unterbrach der Kreisrichter jetzt die Erzählung der jungen Frau. Aber sonderbarerweise lag keine Empfindlichkeit in dem Tonsfall seiner Stimme und er lächelte sogar ganz gemüthlich vor sich hin. Die große, weiße Hand, an der der breite Schering blinkte, glitt losend über den blonden Scheitel und freundlich fügte er hinzu: „Hast mich nur aus Trotz geheirathet, Kleine — und ich Dich, weil ich endlich Ruhe haben wollte vor den ewigen Mahnungen der Tanten, daß es längst Zeit für mich geworden, ein Haus, eine Familie zu begründen! Und doch ist aus uns ein so glückliches Paar geworden, gelt, Rätbe!“

Sie nickte, einen Moment lang trafen sich ihre Blicke, dann reichte sie ihm zärtlich den rothigen Mund zum Kuß. — — —

Ungewöhnlich spät war der Herr Kreisrichter heut vom Gericht gekommen, es galt ja eine Anzahl Termine zu erledigen, langweilige, abscheuliche Sachen, in denen das Rechtssprechen nur ganz schablonenhaft betrieben werden konnte. Aber trotz alledem befand sich Leopold Werner in der allerbesten Laune, hatte er doch im Laufe des Vormittags unverhofft eine große Freude gehabt. Da war nämlich plötzlich in sein Terminzimmer eine große, breitschultrige Mannesgestalt getreten, modisch, wenn auch nicht stutzerhaft gekleidet. Einen Moment sah der vielbeschäftigte, junge Richter

fragend in das dunkle, edelschöne Gesicht des Eingetretenen, glaubte er doch, dieser Mann gehöre ebenfalls zu den Vorgeladenen, dann aber malte sich plötzlich in seinem guten, offenen Gesicht das grenzenloseste Staunen, und mit einem Freudenschrei sprang er von seinem Sitze auf.

„Gilder, Ferdinand Gilder, alter, lieber Junge!“ rief er, indem er dem Eingetretenen beide Hände entgegenstreckte, „wo in aller Welt kommst Du so ganz unerwartet her?“

„Direkt aus Griechenland,“ antwortete der Fremde und drückte herzlich die ihm entgegen-gestreckte Hand. „Nun aber bleibe ich vor-aussichtlich auf lange Zeit in der Heimath — hab' eine Professur an der Universität acceptirt und halte schon morgen meine erste Vorlesung.“

„Eine Professur? Nun, Ferdinand, das nenne ich aber Glück haben und —“ Werner unterbrach sich und mit der Hand unmutig auf die sich erneuert öffnende Thür deutend, sagte er bedauernd: „Fatal, Freund, aber Du kommst mir zu unglücklicher Stunde, muß ich Dich doch bitten, von jeder weiteren Unterredung Abstand zu nehmen, Du siehst, die Pflicht ruft mich! Donnerwetterliche Zänkerien um Kaisers Bart wahrscheinlich wieder,“ brummte er und warf den eben eingetretenen Parteien einen Blick zu, der alles Andere war, nur nicht zärtlich.

Ferdinand Gilder neigte lächelnd den schönen, vornehmen Kopf: „Habe ebenfalls nicht viel Zeit und wollte Dir nur einen flüchtigen Willkommengruß bringen. Aber vielleicht bestimmst Du mir eine Stunde, in der wir uns am Abend im weißen Bären zu einer gemüthlichen Kneiperei treffen können.“

„Kleine, gemüthliche Kneiperei!“ Der Richter traute sich hinter dem Ohr: „Doktorchen,“ erwiderte er dann in urkomischer Berlegenheit: „Mit dergleichen hat Leopold Werner absolut nichts mehr zu schaffen. Wenn man in den Stand der heiligen Ehe getreten ist — aber Du weißt ja noch gar nicht, daß ich verheirathet bin —“ und sich noch einmal unterbrechend und erneuert einen langen, bitterbösen Blick auf die wartenden Parteien werfend, brummte er: „verwünschte Streitsucht, hol sie der . . . !“ Dich aber, guter Junge, kann ich nur bitten, mich morgen Abend im eigenen Heim zu besuchen. Mein kleines Weibchen wird sich freuen, wenn ich ihr zu ihrer ersten Gesellschaft einen alten Bekannten zuführe und nun entschuldige mich auch; doch halt, noch eins, ich wohne Bernhardinerstr. 7, 1. Etage.“

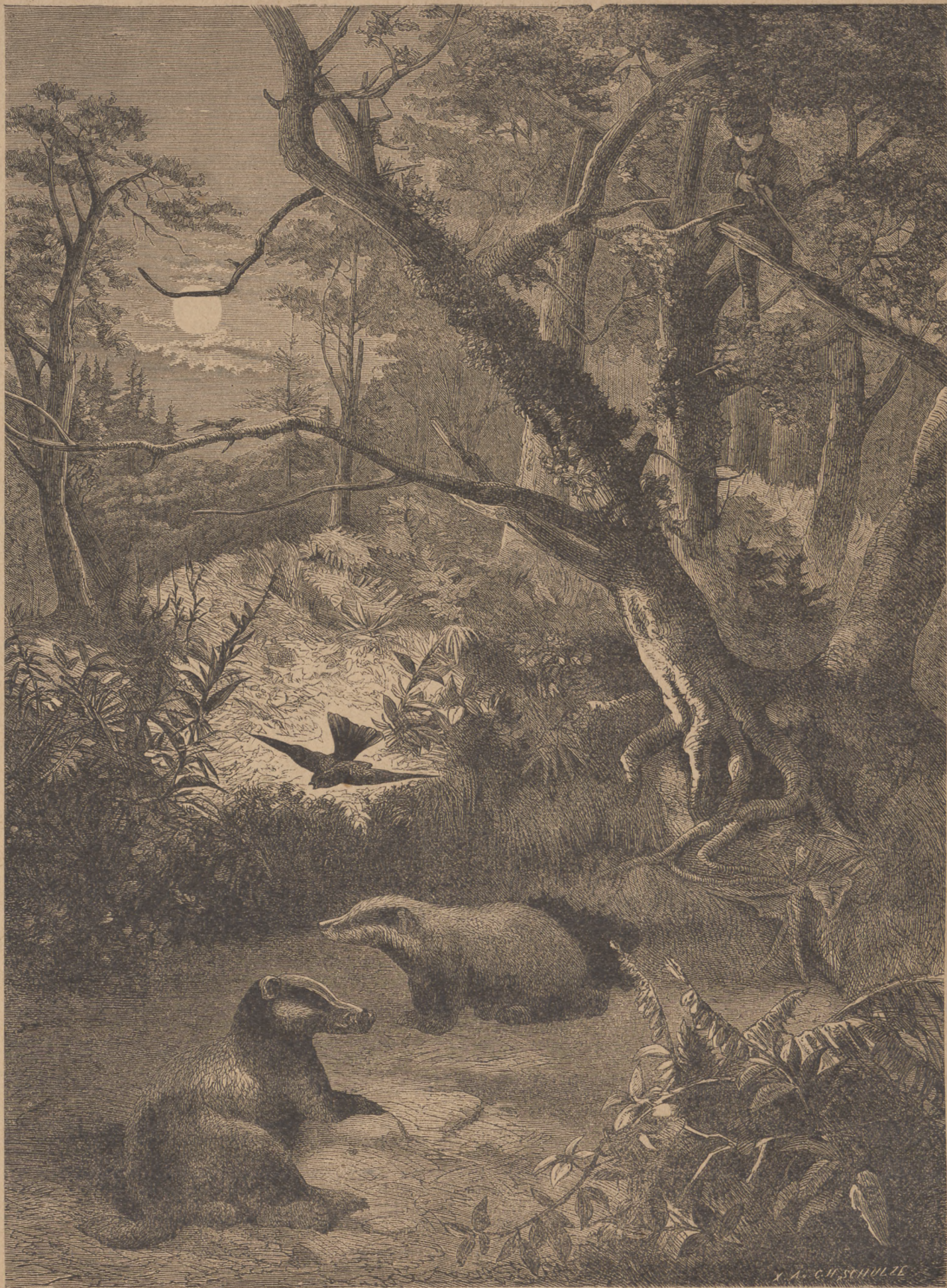
Sie hatten sich wieder die Hand gereicht, dann war der junge Professor auch gegangen. Langsam schritt er die ausgestreckte Etage hinab, die ihn aus dem überheizten Terminzimmer wieder in die frische Winterluft zurückführte. Er war tief in seine Gedanken versunken und hielt sich innerlich folgenden Prolog:

Werner verheirathet!! Er, der immer mit so vieler Energie gegen die Ehe gesprochen. Aber wer in aller Welt mochte die Gewählte sein? Der Richter war nie aus der Stadt gekommen, in der auch Doktor Gilder erzogen und die Universität besucht hatte, Werner's Bekanntenkreis war auch der Gilder's gewesen und unter den jungen Damen eben dieses Kreises wußte Gilder auch nicht eine, die er sich an der Seite des Kreisrichters zu denken vermochte. Die eine erschien ihm zu wenig geistvoll, die andere zu sentimental, die dritte liebte den Puz zu sehr, die vierte —! Aber was sollte er sich den Kopf noch weiter zerbrechen, der Freund konnte sich die junge Gattin ja auch von irgend einem in der Nachbarschaft der Stadt abgehaltenen Gerichtstage mitgebracht haben.

Unsere Kleinen.

Humoristische Original-Zeichnung für unser Blatt.





Der Dachs im Walde. (Mit Text auf Seite 32.)

Unter solchen und ähnlichen Gedanken hatte der junge Archäologe mehrere der belebten Straßen durchritt, die ihn zurück nach seiner Wohnung führten. Da blieb er plötzlich wie betroffen vor einem großen Gehäuse stehen, es war wohl das stolze Gebäude in der ganzen Stadt, welches anscheinend auch recht wohlthätige Bewohner haben mußte, denn an der langen Fensterreihe der oberen Etage prangten prächtige Züllgardinen, hinter ihnen schwere Seidenvorhänge und in theuren Töpfen standen hübsche Treibhausgewächse auf den Lattenbrettern. Im Parterre zeigte sich Laden an Laden.

Doktor Ferdinand Silber schaute mit sonderbarem, verlegenem Gesichtsausdruck zu dem Hause in die Höhe, seine Augen blieben dann wie gebannt an den zwei verhüllten Gassenfenstern der ersten Etage hängen. War's ihm doch, als müßte hinter ihnen ein hübscher, blonder Mädchenkopf sichtbar werden, ein süßes Gesichtchen, in dem die traumhaften, blauen Augen ihm Grüße spendeten.

„Arme, kleine Käthe,“ brummte er in den Bart hinein, und man sah es ihm an, ihm war bei dem momentanen Erinnern nicht ganz wohl zu Muth. „Hab' eigentlich wenig korrektes an Dir gehandelt, und die Wahrheit gestanden, weiß ich nicht, wie ich Dir jetzt — wie die Verhältnisse liegen, unter die Augen treten soll — denn daß Du an mir gehangen — mir Treue gehalten hast, darf ich leider Gottes nicht bezweifeln.“

Er nickte ernsthaft mit dem Kopf, noch einmal schaute er zu den Fenstern in die Höhe, dann aber schritt er rasch weiter.

* * *

Die ganze Zimmerflucht in der hübschen Wohnung des Werner'schen Ehepaars war auf das Glänzendste erleuchtet. Die junge Frau eilte in reizender Toilette aus einem Gemach in das andere, um noch einmal nach dem Redsten zu sehen. Sie war in grenzenlosester Erregung, denn sie kannte die Medisance in der nicht großen Stadt und wußte ganz genau, was sie zu fürchten hatte, wenn ihre Arrangements nicht die strengste Kritik ertragen konnten.

„Aber jetzt — jetzt langten die ersten Gäste an! Es waren die drei alten Tanten des Herrn Richters, seine Pflgemütter sozusagen, denn Werner's Eltern waren sehr früh gestorben und die unverheiratheten Schwestern seiner Mutter hatten ihn erzogen, eigentlich recht gründlich verzogen, so daß die kleine Frau Kreisrichter Mühe genug hatte, die Fehler des Herrn Gemahls unmerklich zu korrigiren; unmerklich, denn Werner durfte um die Welt nicht ahnen, daß seine niedliche, blonde Ehehälft den Pantoffel über ihn schwang.“

Wie die verehrten Leserinnen bereits erfahren, hatten die Tanten, welche als die Freundinnen von Käthe's Mutter sämtlich Pathinnen des jungen, liebreizenden Wesens waren, die Heirath ihres Neffen mit der reichen Kaufmannstochter zu Stande gebracht. Wie sehr sie aber dazumal auch Käthe's Lob gesungen, jetzt fanden sie nichts als Tadelnswerthes an ihr. Sie konnten es dem kleinen Frauchen wohl nicht verzeihen, daß sie sich so schnell und so vollkommen in das Herz des Neffen geschlichen, welcher sich erst nur mit so vielem Widerstreben in die Wünsche der Tanten gefügt; wollte er doch, wie gesagt, überhaupt nicht heirathen, hatte Stein und Bein verschworen, Zungeselle zu bleiben bis an sein Lebensende.

Mit finsternen Blicken schauten sich die drei langen, hageren Damen an, jede ihren

buntgestickten Pompadour mit dem unvermeidlichen Strickzeug darin, nachdem sich das junge Ehepaar nach der Begrüßungsszene von ihnen fort zu neu eingetretenen Gästen gewandt, in den geschmückten Räumen umherstarrten, in dem eleganten Speisezimmer auf die prachtvoll decorirte Tafel.

„Dieser Ueberfluß an häßlichen Blumen und Früchten!“ raunte Tante Esmeralda Kunigunden zu und Tante Kunigunde nickte mit dem hochgetragenen Kopfe, auf dem eine mächtige Straußensfeder schwanke. „Ihr wolltet mir ja nicht hören,“ sagte sie dabei mit Grabesstimme, indem sie sich auch zu Tante Stalinde wandte, „als ich Euch bat, doch noch in der ersten Stunde von dieser Parthie Abstand zu nehmen. Was nützt unserm Kleinen die Mitgift seiner Frau, wenn sich aus letzterer eine vollkommene Verschwenderin entpuppt. Was können ihm zwanzigtausend Thaler sein bei solchen Ausgaben und den sonstigen Ansprüchen dieser Person?“

Die Tanten seufzten im Trio und Esmeralda hauchte mit einem verzweifelten Blick nach der prachtvollen Stückdecke des Speisezimmers: „Unser armer, armer Junge!“

Der arme Junge aber näherte sich in diesem Augenblick mit strahlenden Augen seinen drei Verzieherinnen: „Ist es nicht schön bei uns?“ fragte er, „und hat mein Lilliputchen nicht Alles auf das Beste hergerichtet?“

Sie antworteten ihm nicht, aber ein Seufzerzerzett stieg von Neuem gen Himmel und drei Paar Augen senkten sich verzweiflungsvoll — mit unsäglichem Mitleid in das Gesicht des Richters; drei Paar Schultern zuckten in die Höhe und endlich hauchte Tante Esmeralda: „D, Du verblendetes Kind!“

Der Richter schaute ganz konsternirt von einer der langen, Ausrufungszeichen ähnlichen Gestalten auf die andere; „wie soll ich das verstehen?“ fragte er dann.

„Die gute, harmlose Seele!“ hauchte Kunigunde.

Stalinde aber sagte sich ein Herz und raunte ihm in das Ohr: „Du freust Dich des Ueberflusses um Dich herum, mein Kind! Kommt Dir denn kein Gedanke, der Dir verräth, daß dieser Ueberfluß der Grundstein zu künftigen Unglück sein kann?“ Und mit allem Pathos, über den sie zu verfügen vermochte, setzte sie hinzu: „Leopold, Sohn meiner in Gott ruhenden Schwester, das Weib, in dessen Hand Du Ehre, Namen und Deinen Besitz auch gelegt, ist — eine Verschwenderin!“

„Eine Verschwenderin! Meine Käthe eine Verschwenderin!? Tante, da thust Du ihr bitter Unrecht — ich bitte Dich, wir haben ja in diesen fünf ersten Monaten unserer Ehe bereits tausend Mark eripart!“

„Und hättet mindestens dreitausend zurücklegen müssen!“ kam es wider über drei Paar Lippen.

Aber das Gespräch konnte nicht fortgesetzt werden, denn neue Gäste erschienen und der Richter mußte an die Seite der Gattin eilen, um die Neugekommenen zu empfangen. Ferdinand Silber's hatte Leopold seiner Käthe gegenüber noch mit keiner Silbe Erwähnung gethan, dieser Gast, der vor Jahren einen beinahe täglichen Umgang in ihrem elterlichen Hause gepflegt, sollte ihr heute eine Ueberraschung sein!

Man begann bereits den Thee einzunehmen, die Herren stehend, wie es seit einiger Zeit Sitte in diesen Kreisen geworden, als endlich auch der junge, heimgekehrte Archäologe erschien.

Frau Käthe war im Moment nicht zugegen und so empfing ihn der Richter allein und führte den lieben, langentbehrten

Freund zu den übrigen Gästen. Bald war Ferdinand in eine anziehende Unterhaltung verflochten, ohne noch der Hausfrau vorgestellt zu sein, da fühlte er plötzlich seine Schulter berührt. „Mein Weibchen ist wieder im Salon bei den Damen,“ raunte Leopold in das Ohr des Freundes; „komm, alter Junge, und erneuere Deine Bekanntschaft mit ihr.“

Arm in Arm schritten sie nach dem Nebengemach, in dem Käthe lebhaft plaudernd ihren Pflichten als Gastgeberin zu genügen suchte. Beim Eintritt der Herren wandte sie sich rasch um, aber freideweiß im Gesicht, mit großen, starren Augen sah sie nun zu dem Doktor in die Höhe.

„Fräulein Käthe!“ Wie in peinlichster Verlegenheit war es über die Lippen des großen schönen Mannes gekommen.

„Nicht, lange nicht mehr Fräulein Käthe!“ meinte der Kreisrichter da lachend, „Lilliputchen ist jetzt meine Frau!“

Der Doktor sah vollständig konsternirt in das Gesicht des Freundes; dann aber glitt es wie leichter Sonnenschein über seine edlen Züge und, Leopold's beide Hände fassend, sagte er herzlich: „Da wünsche ich von ganzer Seele Glück, auch Ihnen, meine gnädige Frau.“

Sie verneigte sich und stammelte ein paar Worte; dann aber nahm sie gewaltsam all ihre Kräfte zusammen und wirklich vermochte sie es, wieder heiter zu lachen, lebenswürdig zu scherzen, selbst mit dem Doktor, dessen Erscheinen die erste Wolke über ihr junges Glück legte. Arme kleine Frau, ein Feuerbrand war plötzlich in Deine Seele geschleudert worden. Du sahst den Jugendgeliebten neben dem Gatten und hattest das marternde Gefühl, daß er die Heimath aufgesucht, um das Dir gegebene Wort einzulösen! — Wie erbärmlich stand sie nun vor ihm, die Treulose! Was mußte er leiden, nun er erfahren, sie sei vermählt, die Gattin seines Freundes.

Sie hatte sich so auf das erste Fest in ihrem Hause gefreut, nun kannte sie keinen anderen Gedanken, keinen sehnlischeren Wunsch, als daß die Gäste sich wieder entfernen möchten und sie die gleichnerische Maske der Heiterkeit von dem jungen Gesichte reißen durfte.

Und endlich, endlich schlug ihr auch diese Stunde der Erlösung. Das Souper war beendet, die Hausfrau hatte Ehre mit ihm eingelegt und selbst die Tanten vermochten nur an ihm auszuweichen, daß es doch entschieden Unsummen gekostet haben mußte. Man tanzte auch ein wenig und der Doktor eröffnete den Reigen mit der armen, kleinen, jungen Frau.

Er erschien, strahlend vor Lebenslust; aber sie wußte es ja, auch nur zum Schein, er wollte sie nur nicht sehen lassen, wie tief ihn ihre Untreue kränkt, was er innerlich litt.

Ob sie ihn bitten sollte, ihr zu verzeihen? Nein, nein! Und ihm schien auch nichts an einer Unterredung unter vier Augen zu liegen, im Gegentheil, er mied sie fast und das Engagement zum Tanz war und blieb die einzige Annäherung an sie.

Gott sei Dank, aber jetzt hatte auch er sich entfernt. All die Gäste waren gegangen, die Richter auf den prachtvollen Kronleuchtern erlöschten und Käthe eilte, während der Gatte die Tanten nach Hause führte, in das Schlafgemach, wo sie sich mit einem leisen Weheruf vor ihrem Bette in die Kniee warf. So lag sie dann lange, lange, vor sich hin schluchzend, bis sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter legte und die Stimme des Gatten in höchstem Erstaunen fragte: „Aber Käthe, Lilliputchen, warum weinst Du denn? Die Tanten haben Dich doch nicht wieder gekränkt?“

Sie schüttelte den Kopf, sekundenlang blieb es still im Gemach; dann schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals.

„Warum ludest Du nur Gilder zu uns ein?“ hauchte sie.

„Was soll das, Herz?“

Nur einen Moment zögerte sie; nun aber kam es leidenschaftlich über ihre Lippen: „Wahnest Du denn nicht, daß nur er der Mann sein konnte, den ich geliebt und von welchem ich mich verspottet glaubte? Jetzt ist er gekommen, um mich heimzuführen, und ich — ich — ich bin nicht mehr frei und ich kann auch nicht von Dir lassen, Leopold,“ schluchzte sie wieder, „selbst wenn ihm das Herz darüber bräche.“

Leopold lächelte und, freundlich ihr blondes Köpfchen tätschelnd, sagte er: „Das bricht ihm nicht, Lilliput; Gilder war immer ein Don Juan, und glaub es mir, er hat Dich längst vergessen. Und nun denke auch nicht mehr an die kindische Geschichte und begiebt Dich zur Ruhe, es ist lange Morgen, kleine, und ich muß bald wieder zu meiner Pflicht.“

* * *

Es war an einem der nächsten Tage, als Käthe gegen Abend einen Gang nach dem Bahnhof machen mußte, um dort für wenige Minuten eine durchreisende Freundin zu sehen und zu sprechen. Die kleine Frau sah bleich und traurig aus, man merkte es ihr an, daß sie innerlich litt. Und wirklich machte die Ueberzeugung, daß der Doktor ihrerwegen unglücklich geworden, ihrem weichen Herzen schwerer Kummer, obgleich der Gatte all seine Ueberredungskunst aufwandte, um es ihr klar zu machen, daß Ferdinand Gilder alles Andere sein konnte, nur nicht unglücklich liebend.

Immer, immer nur an den armen, durch sie um sein Glück betrogenen Ferdinand denkend, erreichte sie den Perron des Bahnhofes. Es war noch ziemlich früh und so begann sie langsam auf und nieder zu gehen und auf den Zug zu warten. Da farbte plötzlich tiefes Roth ihre Wangen, trat doch der, an den sie so viel dachte, unerblicklich ihr entgegen, sein Auge strahlte und herzlich reichte er ihr beide Hände. O Gott, er freute sich so, sie zu sehen! Wenn er nun jetzt, wo sie ungestört mit einander sprechen konnten, das Ansuchen an sie stellte, sich von dem Gatten zu trennen, um — um ihm das gegebene Wort zu halten.“

„Welch' ein unverhofftes Glück, meine Gnädige,“ rief da seine schöne, sonore Stimme. Und als sie zitternd an jedem Glied die Augen vor ihm senkte, sagte er, selbst auch mit einem leisen Anflug von Verlegenheit: „Darf ich mir die Frage erlauben, ob auch Sie Jemanden zu erwarten gekommen?“

„Eine Freundin,“ erwiderte sie leise, „Elisabeth Waldmann, die Sie ja auch kennen, Herr Doktor, hielt sie sich doch mondlang in meinem elterlichen Hause auf.“

„Elisabeth Waldmann, ach ja, ich erinnere mich, es ist die junge brünette Schöne, mit der wir zusammen in einem lebenden Bilde standen.“

Käthe wurde bleich — nach jenem lebenden Bilde hatte der Doktor sie ja damals um ihre Liebe gebeten, nahm er ihr das Versprechen unwandelbarer Treue ab. — Aber dem Himmel sei Dank, da brauste der Zug heran, das unliebame Gespräch wurde unterbrochen und Ferdinand wenigstens für heute verhindert, sie an ihr Wort zu mahnen.

„Elisabeth, Käthe!“ Die beiden Freundinnen hielten sich in den Armen; aber die ersten Worte, die die junge Frau dem schönen, gluthängigen Mädchen zuflüsterte, lauteten: „Denke Dir das Unglück, ich liebe jetzt meinen Leopold von Herzensgrund, und nun, nun kommt Gilder, wie aus den Wolken gefallen, plötzlich zu uns zurück, um sein Versprechen

einzulösen. Ghe, Ghe, ich bitte Dich, was soll ich ihm antworten, wenn er verlangt, daß ich meinen Mann verlasse und die Seine werde?“

„Ich denke, das liegt auf der Hand, mein kleines phantastisches Märchen! Du sagst ihm einfach, er sei nicht gescheit, die Ehe ist kein Kinderpiel, Du bist Werner's Frau und bleibst sie.“

„Ach, Ghe!“

„Genug von dem Unsinn, erzähle mir lieber schnell, wie es Deinem lieben Alten ergeht, was seine Tanten machen und ob Du es schon gelernt hast, den Pantoffel zu schwingen?“

So plauderten die Beiden, bis wieder zum Einsteigen geläutet wurde und die Trennungsminute schlug.

„Auf der Rückreise mußt Du bei mir ein paar Tage wenigstens Rast halten, Elisabeth!“ rief die kleine Frau in das Coupee hinein, in welches die Freundin gestiegen.

„Ja, ja, wenn auch nur, um Dich zur Vernunft zu bringen, Schatz —; doch jetzt adieu!“

„Auf Wiedersehen!“

Ein schriller Pfiff und fort brauste der lange Zug. Noch einen Moment schaute Käthe dem schnaubenden Ungeheuer nach, dann wendete sie sich verstohlen, um nach dem Doktor zu sehen. Aber fast starr vor Staunen trat sie sofort einen Schritt zurück, hielt doch der Jugendgeliebte ein reizendes, junges Weib im Arm, hinter dem eine dralle Spreewälderin mit einem kleinen, lieblichen Kindehen stand. Und da — da trafen sich plötzlich Käthe's und des Doktors Blicke — er flüsterte der schönen jungen Dame ein paar Worte zu und führte sie dann rasch zu der verblühten, kleinen Frau.

„Gestatten Sie mir, meine Gnädige, Ihnen gleich hier Weib und Kind vorzustellen,“ sagte er, bebend von Stolz und Freude.

„Auch Sie sind verheirathet — Gott sei Dank!“ kam es unbewußt über die Lippen Käthe's, dann streckte sie der liebevollen Gemahlin des einst so Geliebten ihre Hand entgegen und aus tiefstem Herzen kamen ihr die Worte: „Gott grüße Sie — möge es Ihnen gut gehen in der neuen Heimath.“

Als aber der Kreisrichter heute nach Erledigung seiner Termine heimkam, flog ihm sein Weibchen jubelnd entgegen: „Herzensmann, Liebster, Theuerster, Bester, er ist auch vermählt! Gott sei Dank! Und sogar ein Kind hat er schon — denke nur; ich aber darf Dich ungestört weiter lieben!“

Deutsches Sprüchwort.

Von Max Falkernuß.

(Nachdruck verboten.)

„Sage mir, mit wem Du umgehst, wie ich werde Dir sagen, wer Du bist.“

In unseren lieben deutschen Sprüchwörtern, von denen die meisten auf uns gekommen, ohne daß wir nachzuweisen vermöchten, woher, von wannen? liegt eine unendliche Lebensweisheit verborgen. Auch jenes, das wir heute zum Text unserer Betrachtung machen, birgt des Wahren sehr viel, erregt andererseits aber auch wieder so ernste Bedenken in uns, daß wir nicht umhin können, einmal recht nachhaltig darüber zu denken. — — —

„Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich werde Dir sagen, wer Du bist.“

Ganz richtig! Denn zählst Du Deine Freunde in den Schaaren, die nur in Leichtsinne und Uebermuth dahintaumeln, denen der Lebensgenuss als Zweck des Daseins gilt, so scheint es mir fraglos; Du gehörst auch zu ihnen, welchen das Vergnügen Alles ist.

Fühlst Du Dich aber zu Personen hingezogen und erweistest Du ihnen Treue, welche in ernstem Schaffen, in der Ausübung heiliger Menschenpflichten ihre Tage zubringen, so bin ich überzeugt davon, auch Du bist ein ernster, edler Mensch, auch Du wirst schönen Pflichten leben und Deinen Beruf weit über den Genuß setzen.

Und doch — giebt es nicht auch hier Ausnahmen von der Regel? Kann es nicht auch vorkommen, daß ein edel denkender Mensch, der die strengsten Anforderungen an sich selbst stellt, Umgang pflegt mit einer Person, die für eine Paria gilt in der menschlichen Gesellschaft? Gewiß! Und der Fall steht nicht vereinzelt da. Aber die Welt stößt auch gar leicht und erbarmungslos ein Mitglied ihrer sozialen Kreise aus, macht leicht Einen, der nur einmal vielleicht abgewichen von dem Wege des Rechts, ewig zum Ehelosen. Und wenn sich dieser Paria auch müht, durch ein Leben voller Tugend und Rechtchaffenheit gut zu machen, was er — vielleicht nur in jugendlicher Unerfahrenheit — begangen, die Welt hat einmal den Stab über ihn gebrochen, und sollte auch ein Menschenalter zwischen seinem Sündenfall und dem Heute liegen, so bleibt sie doch immer dabei: „Das that er — das that sie — und es ist eine Schmach, mit ihm — mit ihr Umgang zu pflegen.“

O, Du erbarmungslose Welt! Weißt Du denn nicht mehr, was jener Edle gesagt, der für Dich am Kreuze verblutet? Kennst Du das Wort nicht von dem einen reuigen Sünder, der dem Herrn der Welten so viel mehr gilt, denn zehru Gerechte?

Und warum hältst Du so fest an Deinen bösen Erinnerungen, wenn Du doch so leicht vergiffest, was Gutes die Menschen auch Dir thun? Und dann — ist es nicht sogar unsere heiligste Pflicht, uns gerade Deiner anzunehmen, die auf ihrem Wege frauchelten und sich aufgerichtet haben?

Einer unserer besten Dichter singt:

„Ziel ein Herz im Drange
Zwischen Reiz und Pflicht,
Mensch, o, richte nicht!
Weißt Du, welchem Zwange,
Welchem Unglückstag
Solch ein Herz erlag?“

Rein, wir wissen es nicht! Und weil wir es nicht wissen, sollen wir auch nicht stolz in dem Bewußtsein unserer ungetrübten Rechtchaffenheit an seinen Armen vorübergehen, die vielleicht nur allzu schwer schon an ihren Erinnerungen tragen; sollen wir nicht immer unseren Nächsten nach der Antwort beurtheilen, die er uns auf die Frage giebt: „Sage mir, mit wem Du umgehst?“

Es ist ja nicht in jedem Falle Schmach, mit einem von der Gesellschaft Verwehnten Umgang zu pflegen, sondern zumeist sogar nur ein Beweis unendlicher Herzensgüte, der schönsten feilschen Eigenschaften; auch dann, wenn diese Verwehnten sich noch nicht aufgerichtet haben. In diesem Falle gilt es ja, sie in ihren guten Vorsätzen zu bestärken, ihnen behilflich sein, sich den rechten Weg zu suchen. O, es gehört Muth einer unendlichen Kraft dazu, sich den Armen der Sünde zu entwenden, und — einmal gestrauchelt, nicht auch gleich so tief zu fallen, daß an eine Erhebung nicht mehr zu denken ist. Weshalb sollten wir also die nicht achten, die dieses Herkuleswerk zu Ende gebracht? Weshalb sollten wir uns schämen, Menschen unsere Freunde zu nennen, die einmal der Rechtchaffenheit den Rücken gekehrt und dann durch ein Leben voller Redlichkeit und Tugend selbst ihren Gott mit sich veröhnt haben?

Die Pyramiden von Gizeh und die Sphinx. (Zu unserem Bilde auf Seite 25.) Unsere Abbildung zeigt die Pyramidengruppe nahe der kleinen Stadt Dschiseh, Kairo gegenüber. Diese Pyramiden, vier an der Zahl, zeichnen sich durch ihre außerordentliche Größe aus und namentlich eine, die des Königs Cheops genannt, war ursprünglich achthundert Fuß hoch und an ihr arbeiteten hunderttausend Menschen dreißig Jahre lang. Aus dem Nil wurde ein Kanal nach ihr geleitet, der eine Insel um sie bildete. Die Pyramiden sind aus Kalksteinquadern ohne Mörtelverbindung, seltener aus Ziegeln errichtet, bisweilen mit Granitplatten bekleidet, mit hieroglyphischen Inschriften geziert und haben nur einen Eingang. Im Innern enthalten sie verschiedene Gänge, welche nach Gemächern führen, in deren einem der ungeheure Steinartophag steht, welcher des Königs Gebeine verwahrte. Die Seiten der Pyramiden sind genau nach den vier Weltgegenden gerichtet. Etwa dreihundert Schritte von der mittelfsten Pyramide von Dschiseh ragt aus dem Wüstenlande der steinerne Riesenleib der Sphinx empor, eines Löwenkörpers mit Menschenkopf, dem Symbol des Königthums, weshalb man nur mit wenigen Ausnahmen an den ägyptischen Sphingen Bärte oder doch Spuren davon findet. Wo der Bart fehlt, bedeutet die Bildsäule eine Königin. Dergleichen Gebilde pflegte man, oft in ganzen Doppelreihen, vor Tempeln aufzustellen. Die berühmteste Statue dieser Art ist die Sphinx von Dschiseh, welche aus Fels gehauen, einen unterirdischen Zugang nach der mittleren Pyramide enthalten zu haben scheint. Plinius erzählt, daß zu seiner Zeit der Kopf an der Stirn 102 Fuß Umfang besaß, die Länge aber 113 und die Höhe 63 Fuß betrug. Noch jetzt ragen von der Riesengestalt gegen dreißig Fuß aus dem Sande empor, doch hat man bisweilen durch fleißige Abgrabungen sie noch weit mehr freigelegt, aber ohne nachhaltigen Erfolg, da der Wind die Deffnung bald wieder zuwehte. Die Sphinx ist ohne Zweifel zugleich mit der Pyramide erbaut und soll den König Cheops vorstellen, wurde jedoch später als ein Bild des Sonnengottes Horus, des Vorbildes aller Könige, verehrt.

Der Professor am Krankenbett. „Beobachten Sie, meine Herren, am Unterschenkel dieses Mannes die Düntheit der Haut und das bläuliche Durchschimmern der zahlreichen Krampfaderen. Wie lange ist das schon so schlimm, lieber Mann?“ Patient: „Wissen Sie, Herr Professor, das ist noch gar nicht so lange, das ist erst seit ä paar Tagen, seit ich die neuen blauen Strümpfe an habe; das schlechte Zeug muß so abfärben.“

Logogriph.

Ich kann nicht schaffen, doch verschönern
Kann ich das Werk der Menschenhand,
Ich mache hell und weiß und glänzend,
Was roh Natur uns zugefandt.
Zwei Zeichen magst du mir nur rauben,
Dann siehest du mich stolz und schön
Als edlen Schmuck der deutschen Gauen,
Als Sinnbild deutscher Treue steh'n.

Charade.

Von meiner ersten Silbe Niemand weiß,
Woher sie kommt, wohin sie fährt;
An Sommertagen, schwül und heiß,
Dem Wand'rer Labung sie gewährt.
Der Schiffer nimmt bei Tag und Nacht
Auf ihre Gunst allein Bedacht.

Sind reich gefüllt die letzten Beiden,
Die Freude dann dein Haupt bekränzt.
Die Sorgen, die dich drücken, scheiden,
Der Freund den Becher dir kredenz;
Doch, wie die Erste, schnell er flieht,
Sobald er leer die Letzten sieht.

Zum Kaufe im Konditorladen
Siehst du mein Ganzes ausgelegt,
Auf Bällen auch und Promenaden
Es oft sich zu geriren pflegt;
An ihm wohl keine große Stadt
Se fühlbar einen Mangel hat.
(Auflösung folgt in nächster Nummer.)



Verschiedene Ansprüche.

Originalzeichnung für unser Blatt.



Knietschte: „Siehe da, Sie haben Ihrer Frau aber einen famosn Hasen gekauft, Herr Krabbe; die meinige stellt ganz andere Ansprüche. Sie muß irgend ein Vieh sehen, das ich geschossen habe, heiße es nun wie es wolle.“

Räthselhafte Inschrift.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Welche Pfeife hat den unangenehmsten Ton?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Hümmel.

Auflösung des Rebns aus voriger Nummer:
Heidelbeeren.

Der Dachs im Walde. (Zu unserem Bilde auf Seite 29.) Der Dachs ist kein Lichtfreund, vielmehr ein rechter Dunkelmann; geboren zu einem Einsiedler, wählt er seinen Aufenthalt an einem stillen, abgeschlossenen und dunklen Waldorte. Hier, im Schauer von hohem Holze und einer jungen Dichtung gräbt er sich mit seinen Läufen einen unterirdischen Bau, der sich nicht selten zu einer stockwerkweisen wahren Burg mit Duzenden von Ausgängen erweitert. Die meist gewundenen Röhren laufen schief abwärts, auch führen senkrechte Röhren zur Aufleitung in das Innere. Der Dachs ist kein Kostverächter und selten geht es ihm deshalb im gewöhnlichen Sinne des Wortes schlecht oder kümmerlich. Im Gegentheil schwilt seine natürliche Wohlbeleibtheit im Herbst, wo er leucht unter der Last seines Fettbauches. Die Dachsjagd ist ein in jeder Beziehung höchst langweiliges Vergnügen. Nur selten und zufällig erhält man den Dachs zum Schuß bei grauer Morgenämmerung im Spätherbst, wenn er von seinem nächtlichen Spaziergange heimkehrt. Oder der Jäger lauert ihm bei Mondenschein im Hinterhalt auf, wobei er jedoch Sorge tragen muß, außer dem Winde zu bleiben, denn der Dachs hat eine sehr feine Witterung. Am Besten thut der Jäger, ihn, wie es unsere Illustration zeigt, auf einem Baume sitzend zu erwarten, das Gewehr immer zum Abfeuern bereit. Der gestreifte Kopf des Dachses bietet einen vortheilhaften Zielpunkt.

Ehliche Aufopferung. „Sagen Sie einmal, lieber Freund,“ sagte ein Arzt zu einem Manne, dessen Frau er in Behandlung hatte, „haben Sie denn Ihrer Frau die Buttermilch gegeben, die ich ihr gestern verschrieb?“ „Nein, Herr Doktor, sie war ihr zu sauer, da hab' ich dem Zucker hineingethan und hab' sie selber getrunken.“

Für ein kleines F'hcn. Ein sehr bekannter, reicher Bankier in Berlin, dessen Name mit F anfängt, ließ einen Wagenlackierer kommen, um demselben den Auftrag zu geben, eine Kutsche neu zu malen. „Machen Sie die Sache ganz einfach, ganz simpel,“ sagte er, „ohne allen Glanz. Ich will kein Aufsehen machen, ich hasse das. Bringen Sie auf der Thür deswegen auch durchaus kein kunstreiches Emblem, keine Krone, keinen Namenszug an, sondern nur ein kleines nettes F'hcn (Geffchen).“ „Gut,“ sagte der Lackierer, „es soll Alles nach Wunsch geschehen.“ Und richtig. Nach vier Wochen kam die Kutsche an, ganz einfach, ganz simpel, ohne allen Glanz, mit keinem Emblem, keiner Krone, keinem Namenszug, nur auf dem Kutschschlage befand sich das ganz kleine nette — Messchen!

Räthsel.

Kauft Schuhe! Kein Schuster hat sie gemacht,
Und doch sind Nägel darein:
Ohne Sohlen und Absatz sind sie. Ihr lacht?
Es kommt ja kein Fuß hinein:
Und dennoch gehen die Leute damit,
Und führen kräftigen sicheren Tritt.
Der Fuß wird nicht naß, und wird nicht kalt
Durch sie, und ging's durch Wiesen und Wald.
Man zieht sie selbst ohne Strümpfe an,
Und niemals haben sie wehe gethan
Den Hühneraugen.
Die könnt' ich wahrlich brauchen!
Denkt mancher reiche, geplagte Mann.
Nun, schaff' sie dir!
Gelogen ist's nicht, du wirst's erfahren!
Da könnte ja Mancher auch Geld ersparen
Für Sohlen und Leder? Die Schupsterei
Ging freilich bankrott dabei.
Doch nein, für den Armen wird's kaum sein,
Er braucht sie selten, dem Reichen allein
Ueberläßt er sie meist, dem Kosten sie viel,
Und dennoch trägt er sie fast zum Spiel!
Es giebt viel kuriozes Zeug in der Welt,
Und jedem Narren seine Kappe gefüllt!

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Zahn. — Heimweh. — Kuh.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigirt von John Schwerin in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von John Schwerin's
Verlag, A.-G., in Berlin W., Behrenstr. 22.